

auf anderen Gebieten wissenwert und auch willkommen war — aber zur Lösung jenes Falls, des Einbruchs in der Cleyhansstraße oder der anderen vorhergegangenen und ungelösten Fälle wurde durch sie auch nicht das geringste gefördert. — Alles, was an verbrecherisch veranlagten Naturen damals von Wien beherbergt war, wurde in jener Zeit auf Schritt und Tritt durch Vigilanten und Agenten in meinem Auftrage beobachtet. Von beinah jedem hätte ich nach den Verhöfen, die ich so vereinigt, leicht sagen können, und wie er jene Nacht des Einbruchs und den Tag darauf verbrachte —. Auch die neue außerordentliche Sitzung des Gefährlichen brachte uns manchen guten Fang — aber sie war ganz ergebnislos mit Hinblick auf den eigentlichen Zweck.

Und neben dieser Hauptarbeit ging hundertfältige Kleinarbeit einher. Ein Beispiel: Wer war der Pfleger, in dem der Herr von Balassy bei dem Antiquitätenhändler vorgefahren war? Die scheinbar bedeutungslose Frage war von Wichtigkeit: der Mann konnte uns sagen, wo sein Fahrgast eingestiegen war, und wofür er nach dem gelungenen Verkauf der Note fuhr. Er konnte uns vielleicht auch eine Beschreibung des Verbrechers geben. Es gelang, den Pfleger Nummer 967 aus den Gesandten zu ermitteln. Der Aufseher erinnerte sich auch der Fufre noch genau. Er hatte seinen Standplatz auf dem Neuen Markt und dort war der Herr eingestiegen und hatte die Adresse des Antiquitätenhändlers — Straße und Hausnummer — angegeben. Auffällig war dem Aufseher nur, daß sich der Herr zu einer Stredie, die man in acht Minuten gehen konnte, einen Pfleger nahm. Als der Herr dann wieder aus dem Antiquitätenladen kam, hätte er sich in die Goldschmidgasse vor den Trattnerhof fahren lassen. Dort wäre er dann ausgestiegen und hätte mit einer Fingerringnote, die er aus der Westentasche nahm, bezahlt, ohne sich herausgeben zu lassen. Und er, der Pfleger, hätte sich gefreut daß es halt doch noch Kavalier' gab' in Wien. — Wir nähmen also diese Fährte auf. Der Trattnerhof ist ein Gebäude, das etwa sechshundert Menschen beherbergt — nun, Sie kennen ja diesen Neufeldbau aus der Wienerer Zeit. Jede Partei des Hauses wurde ausgeorcht — von dem geheimnisvollen Kavalier fanden wir keine Spur. Kein Wunder! Der Trattnerhof ist eben ein Durchhaus, der Herr von Balassy war wahrscheinlich bei dem einen Eingang in der Goldschmidgasse hineingegangen — beim anderen am Graben hinausgestrichelt und dann dort im Menschenstrom des vornehmlichen Verkehrs untergeblieben. Also blieb uns als Endergebnis all dieser neuen Arbeit wieder nur das Nachsehen!

So ging es uns in einem Falle wie dem anderen — überall stehen wir zum Schluß auf Stellen, an denen sich die mühevoll verfolgten Spuren mit einem Male verlieren. Als ob uns jedes Glück verlassen hätte war's — Mißerfolg reichte sich an Mißerfolg.

Wie unsere Stimmung in den Tagen war, ist kaum zu sagen. Der Polizeirat Franz, der früher kaltblütig wie nur je einer gewesen war, litt unter seinen Nerven als ein direkt kranker Mann. Ich selbst drohte, nachdem all diese Nachforschungen ergebnislos etwa acht Tage angehalten hatten, unter der Last der Arbeit und unter der Erschöpfung nahezu zusammenzubrechen. Und dazu kamen täglich noch als erster Morgenrath — als gutes Omen für die neue Tagesarbeit — anziehende und höhnische Artikel in den Blättern! — Schämte noch als diese Angriffe in der Presse war anderes. Im Rathaus war auf Interpellation eines Gemeinderates die Angelegenheit zur Sprache gekommen, und dabei waren scharfe Tadelworte über die Tätigkeit der Polizei gefallen. Der Bürgermeister hatte darauf den Polizeirat Franz zu sich gebeten, und auch er hatte in der Unterredung, die sich da entspann, seinem Beistehen über die Erfolglosigkeit unserer Bemühungen in nicht mißverständlicher Weise Ausdruck gegeben.

Und uns blieb allem diesem gärenden Treiben gegenüber nichts anderes als die zähneknirschende Arbeit — als ein Weitererzürer mit schmachhaft zusammengepreßten Lippen und gebluteten Fingern, das nicht nachgeben durfte, von dem uns ein neuer Mißerfolg, kein neuer Fingerring abbringen durfte. Unangetroffen war ich an jenen Tagen unterwegs, suchte ich bald selbst das oder jenes aufzuklären,

setzte ich Hilfskräfte ab, die mir unterstellt waren, oder nahm ich die Berichte meiner Agenten entgegen. Und nichts sah ich dann grübelnd über meinen Affen und bohrte meine Augen in die Blätter, als müßte, müßte es mir doch gelingen, dem schwebelnden Papier das Geschehnis der wahren Zusammenhänge zu entnehmen.

Wie im Fieber war ich dabei oft, und eine so wild verzerrte Erregung erfüllte mich manchmal in den Augenblicken, daß mir die Pulse flogen, und daß ich mein Herz als glühendes Weien in meiner Brust sich arbeitsen fühlte.

Und in einer solchen späten Nachstunde war es, daß mir das Seltsame geschah —

Ich hatte im Suchen nach einer Note, die ich benötigte, mein Taschenbuch durchblättert, als mir ein kleiner Zettel in die Hände fiel, auf den ich mich im ersten Augenblick kaum besann — ein Blättchen kaum halbspannlang und, wie es schien, aus irgend einem Schreibstift ausgeziffen.

Cournot, Exposition de la theorie des chances et des probabilités — Paris 1843 stand da von meiner eigenen Hand notiert — nun wußte ich es, es war das kleine Blatt, auf das ich damals bei dem gestrichenen Sprachlehrer, der Edwien Jones, da sich der Mann so auffallend erregt gebarde, den Titel jenes mathematischen Werkes notiert hatte.

Schon wollte ich das kleine Blatt in meiner Hand zusammenrollen, um es in den Papierkorb neben mir zu werfen, da fiel mir, während ich das Stück Papier zwischen meinen Fingern schon zerfummelte, auf, daß auch die Rückseite beschriebener war. Und halb mechanisch, und mit dem Gedanken noch immer bei der schwebelnden Note, die ich in meinem Taschenbuche suchen wollte, strich ich das Blättchen wieder glatt und sah hernieder auf die Worte, die da geschrieben standen: . . . near has twelve months or four seasons.

(Fortsetzung folgt.)

Freibleibend.

Erzählung von Alois Rindemann.

(Manuskript verboten.)

Friedrich Börner hatte, als er aus dem Kriege zurückkam, die kleine Maschinenfabrik seines Vaters übernommen und hatte, wie alle strebsamen Menschen, die Aussicht, zu etwas großem zu kommen. Das Angebot einer funktelngeinerten Röhrenbohrmaschine allerneuester Konstruktion und mit eigenen Verbesserungen schickte er in die Welt.

Und er fand kaufwillige. Aus Holland, Dänemark, Norwegen, Schweden und der Schweiz kamen Aufträge, und aus der kleinen Maschinenfabrik wäre vielleicht ein ganz großes Werk geworden, wenn die Sache nicht einen Haken gehabt hätte. Die Käufer waren mit allem einverstanden, die Ausführung sagte ihnen zu, nur eine Bedingung forderte sie ab, die hinter der Lieferzeit und dem Preise stand. Diese hieß: „Freibleibend.“

Als gewissenhafter Kaufmann konnte Börner nicht schreiben: Lieferzeit ist vier Wochen, fester Preis 4000 Mark. Früher ging das, aber heute, in einer Zeit der unbegrenzten Möglichkeiten, konnte er nicht Verpflichtungen eingehen, von denen er nicht wußte, ob er sie halten konnte. Kammer seine Arbeiter morgen mit neuen Fortierungen, dann mußte er auch die Herstellungspreise wieder herausheben, freisten sie, dann mußte er die Lieferzeit verlängern.

Und so kam es, daß die Käufer die Aktien zuden und ihre Bestellungen zurückzogen. Auch aus Holland hatte er einen größeren Auftrag erhalten, der durch das Unglückwort „Freibleibend“ zu Wasser zu werden drohte. Im diesseits Geschäft nicht zu verlieren, setzte er sich auf die Bahn und fuhr in das Land. Er landete schließlich in der alten niederländischen Besitzung Zeewoerden, wo der Maschinenfabrikant Pieter van Eiden wohnte, der ihm janzig Röhrenbohrmaschinen auf einmal abtaufen wollte; Lieferzeit: Herbst. Die wunderschönen Anlagen der alten Festungsstadt, das schmucke Schloß am Döppel, die gotische Kapelle und das alte Rathaus hätten seinen Schönheitsstolz sicher gefesselt, wenn nicht fortwährend das verfluchte „Freibleibend“ vor seinen Augen herumgetanzt wäre. Von diesem „Freibleibend“ wollte nämlich Winkeber van Eiden durchs aus nichts wissen, er bestand auf einem festen Preis und einer festen Lieferzeit.

Der Holländer empfing den jungen Deutschen sehr lebenswürdig, gar nicht geschäftsmäßig. Er lud ihn in seine Wohnung ein, wo Börner von einer blauen, blaunäugigen jungen Holländerin empfangen wurde: der Tochter Eidens.

Bei einer flacker Wein wideln sich die Geschäfte leichter ab und noch leichter, wenn ein soziales junges Mädchen dabei ist.

Winkeber van Eiden legte väterlich die Hand auf den Arm des jungen Mannes. „Nun gehen Sie mit mir zum dummen „Freibleibend“! Das kannten die Deutschen doch früher nicht. Prompte Lieferung nach ihrer höchsten Geschäftstunde. Ich brauche die Röhrenbohrmaschinen zur Ernte und kann sie nur kaufen, wenn ich weiß, daß ich sie bestimme zum Herbst Preise. Das müssen Sie verstehen. Wenn Sie mit dem Preis. Ich muß doch wissen, was ich anlegen kann. 4000 Mark lagten Sie?“

Börner lächelte verlegen. „Ja heute! Ob ich die Maschine in einem Monat noch dafür liefern kann —“

Der Holländer zuckte die Achseln. „Ja, wie soll denn da ein Geschäft zustande kommen, Herr Börner? Ich habe Angebote von amerikanischen Firmen mit festen Preisen und festen Lieferzeiten. Aber Ihre Fabrikat ist solider, und deshalb möchte ich von Ihnen kaufen.“

Ich muß Ihnen recht geben, Herr van Eiden. Aber herabstufung des Preises ist die Hauptsache in Deutschland! Preise und Rohmaterialienpreise steigen täglich und werfen alle Kalkulationen über den Haufen.“

Ich weiß. Aber sind denn die deutschen Arbeiter so kurzweilig, daß sie nicht einsehen —

„Ein großer Teil sieht das wohl schon ein, aber eine Anzahl ist nicht von heute auf morgen kurier.“

Der alte Holländer machte eine wegweisende Handbewegung. „Der Deutsche ist tüchtig, er vermag nicht, wenn er will. Also liefern Sie mir die Maschinen bis zum Oktober? Ich biete 4500 Mark für das Stück.“

Börner ärgerte mit der Antwort. Da müßte sich die reisende Holländerin in die Debatte:

Auch ich habe Hochachtung vor den Deutschen. Enttäuschen Sie uns nicht, Herr Börner. Wissen Sie was? Bringen Sie uns die Maschinen im Herbst hierher nach Zeewoerden! Ein aufeinander, wiederkehrender Blick aus blauen Scheinengängen begleitete diese Worte.

Börner nickte beim Wägeln beiß die kleine Hand der Holländerin und fragte, ob er von ihr ein Lebenszeichen schicken dürfte.

Durch die blühenden Perlenreihen der Zähne kam unter schelmischen Augen ein Antwort das ominöse Wort: „Freibleibend“, Herr Börner.“

Einige Tage später saß der junge Fabrikant unter seinen Arbeitern und sagte ihnen folgendes: „Wenn diese unsicheren Preis- und Lohnschwankungen nicht bald aufhören, muß ich die Wade zuziehen. Ich konnte Aufträge in Höhe und Fülle bekommen, wenn ich Preise und Lieferzeit garantieren könnte. So habe ich nur einen einzigen Auftrag, und der muß unter allen Umständen rechtzeitig ausgeführt werden. Davon hängt noch mehr ab als die Existenz meiner Fabrik. Wollt ihr treue Kameraden sein und mir verschaffen, so lange Lohnforderungen und Streiks auszusprechen, so ihr die neuen Röhrenbohrmaschinen fertig gestellt hat?“

Die Arbeiter versprachen es und ermöglichten dem jungen Fabrikanten das diebstahlende Wort „Freibleibend“ zu freiden.

Da es noch nicht Herbst ist, können wir nicht sagen, wie die zweite Reise Friedrich Börners nach Holland ausfallen wird. Aber da er das Wort „Freibleibend“ ausgemergelt hat, wird wohl Dorje van Eiden ebenso tun, denn auch junge Holländerinnen wollen nicht „frei bleiben“.

Die Gotthardbahn elektrifiziert.

Nach langen Vorarbeiten haben in diesen Tagen die ersten elektrischen Züge den St. Gotthard-Tunnel durchfahren, und damit ist nach dem von allem Anfang für den Verkehr elektrischer Züge bereits eingerichteten Simplon-Tunnel der zweitgrößte Tunnel Europas dem elektrischen Betrieb erschlossen. Deutschland nimmt an diesem Ereignis einen ganz besonders heftigen Anteil. Schon doch die von 1872 bis 1882 mit einem Aufwand von 271 Millionen Franken erbaute Gotthardbahn den langersehnten direkten Schienenweg von Deutschland über die Schweiz nach Italien dessen wirtschaftliche Beziehungen zu Deutschland sich auf diesem Wege immer enger knüpfen, so daß

das später erfolgende politische Bündnis eigentlich nur eine logische Selbstverständlichkeit war. Dem Staatsvertrag zwischen der Schweiz, Eidgenossenschaft und dem Königreich Italien vom 15. Oktober 1869, der die Erbauung der Gotthardbahn zum Ziele hatte, war das Deutsche Reich durch Vertrag vom 28. Oktober 1871 beigetreten, und von den Subventionen in Höhe von 85 Millionen Franken übernahm Deutschland allein 20 Millionen.

Mit der Fertigstellung der Gotthardbahn verließ die altherkömmliche Gotthardstraße, die Poststraße über den St. Gotthard, dem bis dahin wichtigsten und verkehrsreichsten Paß der Schweiz, allmählich der Bedeutung. Gleichseitig stieg aber der Wirtschaftsverkehr Deutschlands mit der Schweiz und Italien ganz außerordentlich. — Zum Schutze der großartigen Wohnanlagen wurde seit 1895 die Gotthardherberge angelegt, die, mit den modernsten Anlagen und Einrichtungen versehen, im verflochtenen Netzwerke ein geradezu unschätzbares Bollwerk für die Neutralität der Schweiz gebildet hat. Der einzige Paß der Bahn, für den mehrschif bis 26 pro Mille bezogenen Steigungen, für die besonders Lokomotiven gebaut werden mußten, und die Rauchschießung in den Tunneln, ist durch die mannigfache Elektrifizierung der Bahn beseitigt und damit eine weitere Steigerung der Leistungsfähigkeit der Bahn sowie der ungehörte Genuß der zahlreichen Naturschönheiten und Kunstbauten gesichert.

Das neueste wissenschaftliche Verfahren zur Mottenbekämpfung.

Impregnation der Wollstoffe.

Der Schaden, den die Kleidermotte alljährlich an wertvollen Wollstoffen zufügt, ist weitaus erheblicher, als die meisten Menschen wissen, da die Mottenrindungen sich nicht nur mit den Fraßstellen der Wöher, in denen sie sich einfinden, begnügen, sondern auch noch die feinen, weichen Oberflächenhäuten der Gewebe abreiben und dadurch die Wollfasern noch ganz besonders schädigen. Mit den mannigfaltigen bisher bekannten Mottenbekämpfungsmitteln wie Naphthalin, Kampfer, Pfeffer, Zeitungspapier und dergleichen erzielt man gelegentlich ganz gute Erfolge, doch verlangen alle diese Methoden eine fast unabhingige, sorgfältige Überwachung der vor den Motten zu sichernden Gegenstände, ganz abgesehen davon, daß sie durch ihren in der Regel ziemlich scharfen Geruch auch oft sehr unangenehm empfunden werden. Auch das Klopfen und Wästen gewährt ebenso wenig einen sicheren Schutz, wie das häufige Waschen, durch das man der Mottengefahr oft vorbeugen sucht. In der Zeit zwischen Juni und September sind eben, ungeachtet aller Bekämpfungsmittel, alle in dunklen Räumen aufbewahrten Wollwaren in beständiger Gefahr, von den Motten angegriffen zu werden.

Die unzulänglichkeit aller bisher angewandten Methoden hat nun die Wissenschaft auf einen Weg geführt, der bis jetzt noch nicht beschritten war, nämlich zu einem Verfahren, das, wie Meckob in der „Textilen Forschung“ mitteilt, darin besteht, die Wolle selbst derart zu verändern, daß sie von vornherein von den Motten verschmäht wird. Einige — allerdings bedingte — Erfolge hat man bereits mit gewissen Färbungsmethoden erzielt, so z. B. mit der Eosinfärbung; doch blieben selbst im günstigsten Falle alle rein weißen Wollstoffe nach wie vor gefährdet. Neuerdings ist es nun aber gelungen, einen chemischen Stoff herzustellen, der, ähnlich wie die Farbe, der Wolle unmittelbar bei einverleibt wird, jedoch weit sicherer als jeder Farbstoff die Gewebe vor den Motten schützt. Da man mit dem neuen Mittel sowohl gefärbte wie auch ungefarbte Wolle impregnieren kann, so ist es möglich, nicht nur den neuen Geweben, sondern auch älteren Stoffen einen zuverlässigen und dauernden Mottenschutz zu verschaffen, was zumal gegenwärtig sehr wichtig ist, da man gerade in jüngerer Zeit verhältnismäßig eine Zunahme der Mottenplage festgestellt hat. Wäre es durchführbar, alle Wollgewebe derart zu impregnieren, so wäre dadurch eine große Gefahr für unsere heute so kostbaren Wollbestände beseitigt.

Die männermordende Dichterin.

Die Pariser Verbrecherchronik hat eine neue Sensation, die bestialische Mordtat der Dichterin Eva Wyrtzell, die gleichzeitig in der vornehmen Pariser Gesellschaft die Rolle einer Salonlady gespielt hat.

